

### Aufbruch 1962 – 2012: 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil

Vor 50 Jahren, genau am 25. Dezember 1961, berief Papst Johannes XXIII. das Zweite Vatikanische Konzil ein (siehe dazu: RW 50, 2011, Seite 9: Post vom Papst, und RW 1, 2012, Seite 7: Selbstbespiegelung ist vom allerhöchsten Desinteresse). Auf Grund vieler Neubestimmungen ist dieses Konzil bis heute der Anbruch einer neuen Ära in der Kirche – für sie selbst, aber auch im Verhältnis zur modernen Welt. Ein Schlüsselbegriff dafür stammt aus der Antrittsenzyklika von Papst Paul VI. (Ecclesia Suam, 1963) und lautet „Dialog“. Was er bedeutet und wie er geführt wird und werden sollte, darum ging es jetzt bei einer zweitägigen Tagung der Katholischen Fakultät an der Ruhr-Uni Bochum (siehe die Artikel auf dieser Seite). Eine Tagung, die auch ein Beitrag zur



Dialoginitiative des Bistums Essen war. – Im Eröffnungsvortrag plädierte der Essener Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck dafür, im gegenwärtigen Dialogprozess „emotional abzurüsten“. Es bestehe die reale Gefahr, dass über Streit Brücken abgebrochen werden und die Einheit zerbrechen könnte. Overbeck sieht aber noch andere Gefahren, etwa die, „durch einzelne Retuschen schmucker Fassaden innere Ruinen aufrechtzuerhalten“ und sich auf „reine Bestandskonservierung“ zu konzentrieren. Andererseits betonte der Ruhrbischof: „Wir brauchen unseren Glauben und unsere Kirche nicht neu zu erfinden. Schließlich stehen wir auf einem Fundament, das von der Verheißung Gottes getragen ist.“ Bild: Eröffnung des Konzils am 11. Oktober 1962. Foto: dpa

## Von den Aposteln bis in die Gegenwart

Söding und Liedhegener diskutierten kirchengeschichtliche Beispiele für Konfliktlösung

War das Apostelkonzil ein „Paradebeispiel“ für die Lösung innerkirchlicher Konflikte? Als solches werde es zumindest in der Heiligen Schrift dargestellt, sagte der Bochumer Neutestamentler Thomas Söding in seinem halbstündigen Vortrag. Welche Schlüsse lassen sich aber aus der urchristlichen Versammlung für die aktuelle Kirchenreformdebatte ziehen?

Um diese Frage zu beantworten, verglich Söding zunächst die beiden biblischen Berichte über das „Konzil“: den paulinischen Galaterbrief und die lukanische Apostelgeschichte. Neben großen Unterschieden in der Darstellung des Anlasses, des Verlaufs und des Ergebnisses würden beide Texte auch substantielle Gemeinsamkeiten aufweisen: Paulus wie Lukas dokumentieren einen schweren inner-

kirchlichen Konflikt, der zu einem Konzil geführt hat – und zwar zur Frage nach der Heidenmission. Auch würden die zwei Texte eine theologische Verständigung belegen, die auf dem Konzil geglückt sei, so Söding. Schließlich sprechen beide Berichte von einer Reihe neuer Konflikte nach dem Konzil.

Das Apostelkonzil mache deutlich, dass Konflikte im Dialog gelöst werden können. Alle, die etwas zu sagen haben, kommen zu Wort. „Aber zu entscheiden haben die, die eine bestimmte Sendung haben“, betonte Söding. Ein Modell für die heutige Kirchenreformdebatte sei das Apostelkonzil zwar nicht. Doch würde der historische Rückblick zeigen, dass die Kirche zu Reformen fähig sei, die ihr eine neue, weite und klare Lebensform geben könnten, resümierte Söding.

In die jüngere Vergangenheit führte der Vortrag des Luzerner Religionswissenschaftlers Antonius Liedhegener. Seine Ausgangsthese lautete, dass sich die Kirche in den 60er-Jahren in einem schwerwiegenden Binnenkonflikt befunden hätte. „Die Probleme konnten aber produktiv aufgegriffen und durch neue Wege entschärft werden.“

Historisch setzte Liedhegener bei der Nachkriegszeit an: Ein bekennender Katholik wurde erster Bundeskanzler, das katholische Milieu erschien als politisch geschlossene Größe. Entfremdung, so Liedhegener, führte jedoch rasch zu Protesten von „Linkskatholiken“ auf der einen und Traditionalisten auf der anderen Seite. Beispielhaft nannte er hier den Essener Katholikentag 1968, als „linke Fromme“ lautstark in Erscheinung traten.

Der Ruf nach einem deutschen Nationalkonzil sei durch die Würzburger Synode (1971 bis 1975) erfüllt worden. „Sie war kein Ort innerkirchlicher Harmonie“, betonte Liedhegener. Doch hätte die Synode das wechselseitige Vertrauen zwischen Bischöfen und Laien insgesamt gestärkt, weshalb sie als wichtiger Erfolg zu werten sei.

Warum aber wurde die Dialogfähigkeit der 70er-Jahre verspielt? Zwei Grundanliegen würden heute zu einem Dauerkonflikt führen: Freiheit und Mitbestimmung einerseits und Tradition und Selbstverständnis der Kirche andererseits. Damit die aktuelle Debatte gelingen könne, müsse das innerkirchliche Freund-Feind-Denken überwunden werden und der Wille zu einem Konsens gegeben sein, bilanzierte Liedhegener. **Tobias Glenz**

## Der Kunde ist König

Marketing als Option für die Kirche?

„In der Kirche wird das Marketing kaum systematisch gelenkt.“ So lautete die Ausgangsthese von Dr. Hartmut Holzmüller. In seinem knapp 45-minütigen Vortrag „Marketing für die Kirche – Optionen und Limitationen“ verlor sich der Ökonom dann jedoch in den theoretischen Grundlagen seines Fachbiets und schaffte es lediglich, an der Oberfläche kirchlicher Interessen und Strukturen zu kratzen.

Holzmüller räumte ein, dass Kirche und profitorientierte Unternehmen schwerlich gleichen Strategien folgen könnten. Im weiteren Vortrag vernachlässigte er die Unterschiede jedoch. Beide stünden vor einer Ausgangslage, der sogenannten „Ist“-Situation, hätten gewisse Ziele und Zielgruppen, die es zu bedienen gelte. Beispiele für zielgruppenorientierte Arbeit der Kirche lieferte er in Bildern: von Motorrad- und Kindergottesdiensten. Sicherlich ein Ansatz, wenn auch kein neuer oder gar revolutionärer.

Auch in den Pfarreien gehe es nach Holzmüller um „Zielgruppen“. Als Bedürfnisse der Gläubigen nannte er unter anderem Glaubensfragen, Lebenshilfen oder soziale Kontakte. Inwieweit die Kir-

che hierzu Marketingstrategien entwickeln kann, die Menschen ja bekanntlich an ein „Produkt“ – in diesem Fall die Kirche oder Gemeinde – binden soll, ließ er aber offen.

Viel eher gab der Ökonom zu, dass er gewisse Vorbehalte aufseiten der Kirche nachvollziehen könne. Liebe und Zuneigung seien „nicht zu vermarkten“. Da das Kernangebot der Kirche unveränderbar ist, müsse stattdessen der „Kunde“ oder das „Mitglied“ – laut Holzmüller nur ein terminologisches Problem – in seinen Bedürfnissen angepasst werden. Anpassen? So, wie Menschen glaubhaft zu machen, „Geiz ist geil“?

Zwei praktische Vorschläge hatte Holzmüller gegen Ende seines Vortrags dann doch noch. Wichtig sei der Kontakt zum Priester. In den USA stünde der Seelsorger zum Abschluss des Gottesdienstes am Eingang und schüttelte Hände. „Eine Kleinigkeit, die aber viel ausmacht“, ist er sich sicher. Außerdem müsse die Predigt professionalisiert werden. Eine Predigt sei nicht nur für Fachleute gedacht. „Wenn ich zum Arzt oder Anwalt gehe, erwarte ich von denen auch eine verständliche Erklärung.“ **Björn Odendahl**

Wie steht es um den bundesweiten Dialog in der Kirche wirklich? Der Churer Pastoraltheologe Manfred Belok zog in seinem Kommentar ein ernüchterndes Fazit. Als stellvertretender Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft deutschsprachiger Pastoraltheologen hatte er an der Dialog-Auftaktveranstaltung der Bischofskonferenz teilgenommen. Engagiert forderte er einen Dialog auf Augenhöhe, der heiße Eisen wie etwa die Frage der wiederverheirateten Geschiedenen nicht ausklammere. Denn ohne Klärung dieser Fragen gelänge es nicht, missionarisch glaubwürdig zu sein.

Belok sprach sich u. a. dafür aus, die Steuerungsgruppe für die Dialoginitiative nicht allein mit Bischöfen zu besetzen, sondern auch kompetente Laien hinzuzuziehen. Es müsse in Problemfeldern wirkliche Veränderungen geben, andernfalls „erhöht sich nur der Frust“. Und er sieht die gegenwärtige Vertrauenskrise in der katholischen Kirche vor allem als „Kirchenleitungskrise einer von wenigen Männern geführten Frauenkirche“. Dass er sich da noch zu einem Vergleich des Vatikans mit Nordkorea hinreißen ließ, lässt sich allerdings nicht einmal als temperamentvolle Einlassung entschuldigen.

Anders der ehemalige Bochumer Fundamentaltheologe Hermann Josef Pottmeyer. Er unternahm in seinem luziden Abschlussvortrag eine Querschnittanalyse durch die Konzilstexte zum Thema „Dialog“. Dabei erinnerte er zunächst an die Wiederentdeckung des Konzepts einer

## Dialog: Von Papst Johannes XXIII. lernen

Einheit, Freiheit und die Liebe

dialogischen Kirche, wie sie die Alte Kirche, aber auch Kirchaufbrüche im frühen 20. Jahrhundert (etwa die Liturgische und Ökumenische Bewegung) angestoßen hatten. Umso auffälliger sei es, dass „von einem Dialog auf Gegenseitigkeit“ in zahlreichen Konzilstexten stets nur im Blick auf den Dialog mit der Welt, nicht auch innerkirchlich, gesprochen werde. Pottmeyer machte eine Spannung zur Dialogregel von Johannes XXIII. aus, wie er sie in seiner Ankündigung des Konzils aufgestellt hatte: „Es gelte im Notwendigen Einheit, im Zweifel Freiheit, in allem die Liebe.“

### Konsequenzen blieben aus

Für den Fundamentaltheologen ist damit deutlich, dass das Konzil zwar die Voraussetzungen für einen theologischen Dialog geschaffen habe, das Konzil selbst aber und die nachkonziliare Umsetzung und Gesetzgebung es dagegen unterlassen hätten, die nötigen Konsequenzen daraus zu ziehen. Die Kompetenzen der Bischofssynode und -konferenzen blieben beschränkt: „Die Räte sind rein beratende Gremien.“ Muss das so sein? Pottmeyer erinnerte daran, dass der einzelne Gläubige nach Sicht des Konzils in einem „Dialog mit

Gott“ stehe. Und so stelle sich weiter die Frage, ob nicht die Offenbarung insgesamt stärker als ein Dialog auf Gegenseitigkeit zu denken sei. Beides verschärft für den Theologen das Problem, warum dann nicht auch innerkirchlich ein Dialog zwischen Amtsträgern und den Gläubigen möglich sein könne.

Pottmeyer benannte die Hindernisse: Zum einen hindere ein einseitiges Amtsverständnis den Dialog auf Augenhöhe, da die Beteiligung von Laien an einer Entscheidung als Einschränkung der Entscheidungsgewalt des Amtsträgers verstanden werde. Ferner sei der Sendungsauftrag der Hirten auf die Wahrheitsvermittlung des Evangeliums reduziert worden. Doch, so der kritische Einwand, gebe es auch die „Aufgabe der Wahrheitsermittlung“, die durchaus dialogisch zwischen Hirten und Gemeinden zu gestalten sei. Fazit: Hindernisse, die einem wahren Dialog in der Kirche im Wege stehen, hielten theologischer Kritik nicht stand.

Dass Pottmeyer vor diesem Hintergrund das Dialogangebot der Bischöfe („das nur Gesprächsangebot heißen darf“) kritisch bewertet, überrascht nicht. „Wie anders als in freier Erörterung, wie das Konzil sagt, der Gründe und Gegengründe

können die Bischöfe ihre Katholiken für ihren Standpunkt gewinnen“. Damit kritisierte er die „Themenauklammerung“ heißer Eisen unter Berufung auf Rom. Zwar könne die Letztentscheidung nicht in einer Teilkirche fallen. Aber ernst genommen fühlten sich die deutschen Katholiken nur dann, wenn am Ende Rom „sich den hier vorgebrachten Gegengründen stellt“. In der Diskussion brachte es der Theologe mit den Worten auf den Punkt: Der Dialog hänge wesentlich davon ab, ob die Bischöfe ihre „Rolle“ fänden. „Sie sind keine Briefträger Roms“, sie müssten vielmehr als „Anwälte der guten Gründe ihrer Diözesanen gegenüber Rom tätig werden“.

### Anwälte statt Briefträger

Schließlich warnte Pottmeyer noch vor Missverständnissen. Etwa der Verwechslung von Synoden und Konzilien (die den Willen Gottes ermitteln) mit demokratischen Verfahren (die den Willen des Volkes ermitteln). Er endete mit selbstkritischen Fragen: „Ist uns wirklich am Willen Gottes gelegen oder lassen wir uns bei unseren Reformforderungen vom Zug zu trendiger Zeitgemäßheit leiten oder zu einem Christsein light?“ Und sei nicht latent auch ein „verinnerlichter Klerikalismus“ im Spiel? „In Pfarreien, die sich von ihrer bisherigen Pfarrerzentriertheit lösen und auf neue Weise lebendig werden, entsteht aus der bisherigen Volkskirche die Kirche des Volkes Gottes, wie sie das Konzil angestrebt hat.“ **Martin Schirmers**

